Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 211 (1932)

Artikel: Von alten Gräbern

Autor: Keller-Tarnuzzer, Karl

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-374888

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

dem Finderloh — föfzg Frangga hest verschriba!" Der Martatunni ist fast erchlüpft ob der Niiwig= feit, de jez heder fe Esel meh bruucht, und de erst der groß Finderloh! Drumm hederschi gschwind usan Uswäg bsunna: "Was, du Gwajung!" ist=er gägat da Peter ufgfahra, "du hest gwuß da ganza Summer mit mim Esel Cholla gfaumat, es unerhörts Schelma= stuck, und jez witt nu Finderloh. Du muoßt-mar a föriga Ziis zalla für de Esel, sus verchlagati wäga Fundunterschlagig. Jawolla!" "Nu gmach!" hed der Peter in aller Ruow vomena

guota Gwüssa gantwortat. "Was du seist wägam Bruucha vo dim Esel muoßt-mer bewiisa, das laast scho la bliba. Der gfunda Esel ubergib-i jez frat der Obrigkeit, ich hä-scha nüt z'fürta, bis der verschriba

Finderloh zallt hest."

Jez hed die ganz Stuba für da Peter Parti gnu und bsunderbar der Wägmacher hed erchlärt: "Ich züga dür älle Swätti für da Müll. Ich hä das Tier gseh, was der Peter vom Märt bracht hed und häs birum gseh, wa er midam ds Land us ist ges zrugg bringa. Tunni, Tunni, mach te Flausa und zall der versprocha Finderloh!"

F

ñi

Le

in

R

he w

fa

ei ch (S) DE ei

fd

23

Di

Le.

01

hi

fti

ta

le

Die al

tic

fic

de

m ih (F

311

en

51

fch

mo

W na

gen

gen alt 311

un eri

Was hed der Martatunni jez macha wella? Er hed nu as Wiili gfuttarat und granggat und z'letscht die 50 Frangga zallt. Bald dernah heder der vierbeinig Unglücksvogel us Verdruß billig verchauft, schier verschenkt, und der brav Esel hed a guota Herra bercho, wie ärs an verdient kä hed nah era sotta

Hantierig.

Es git halt doch a Grächtigkeit in der Wält! —

Von alten Gräbern.

Bon Karl Reller-Tarnugger.

Wir Menschen kommen uns alle sehr wichtig vor. Jeder meint, die Welt in irgend einem Teile vorwärts zu schieben, und in der Tat tut dies auch ein jeder, meist ohne es selbst genau zu erkennen. Bon einem jeden von uns gehen Einslüsse aus, wenn auch nur auf die nächste Umwelt, die aber diese Einflüsse wieder weiter trägt und auf diese Beise mithilft, die Welt langsam aber unaushaltsam zu wandeln. Diese Einflüsse sind in ihren Einzelheiten nur untlar zu erkennen, und sie werden auch mit den feinsten Instrumenten nie gemessen werden können. Mit dem Tode des einzelnen Individuums fallen diese Einflüsse dahin, der Mensch scheidet aus aus dem, was die Wissenschaft Weltgeschichte nennt. Biele bedauern das, viele möchten auch gar zu gerne wis sen, wie die Welt in hundert Jahren aussehen wird, viele möchten gerne weiterhin mitarbeiten helfen am Aufdan der Zukunft. Aber schließlich müssen auch sie sich dem Naturgebot fügen, und sie tun es, je nach ihrer persönlichen Einstellung zu den letzen Dingen mit der Hoffnung, von der Schiller sagt: "Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung aus", mit stiller Resignation oder mit verhaltenem Zorn.

Und wie wir heutige Menschen es halten, so haben es Millionen von Menschen gehalten, die vor uns über die Erde gegangen sind. Auf unserer Heimaterde allein haben hunderte von Millionen Menschen vor uns gelebt; sie ruhen heute unter der Erde, viele längst zu Staub und Asche vermodert, so daß von ihnen auch nicht der kleinste Rest übrig geblieben ist, viele aber liegen als bloßes Anochengerüst noch still im Boden. Wenn der Forscher ein solches Grab ent= deckt und das Skelett vor sich im Boden liegen sieht, dann denkt er im stillen für sich, was dieser Tote wohl sagen würde, wenn er heute aufstehen könnte und die vielen Fabrikkamine sähe, die Eisenbahnen, die Automobile, die Flugzeuge, die mit Geschwindig-feiten dahin rasen, die er zu Lebzeiten höchstens an den Bögeln kannte, was er wohl zu der Tracht der

heutigen Generation, zu ihren Speisen, zu ihren Stuben und Rüchen, zu ihren Bergnügungen aller Art sagen würde? Der Forscher aber denkt weiter, was der wiedererstandene Tote wohl zu erzählen wüßte aus der Zeit seines Lebens. Und er ist sicher, daß er von Nöten und Kümmernissen, von Freuden und Lüsten zu berichten wüßte, genau so, wie es die heutigen Menschen auch tun, und wir heutigen Menschen würden erkennen, daß die Menschen vergansgener Zeiten sich ebenso wichtig nahmen, wie wir, daß sie ebenso gerne lebten wie wir und daß sie den= noch dem Tode ihren Sold bezahlen mußten, wie wir es einst werden tun müssen.

Alte Gräber! Sie sprechen eine eindringliche Sprache zu dem, der die Sprache der Toten versteht; sie lehren uns vor allem, uns bescheiden, seien wir noch so hoch oder so niedrig gestellt, sie lehren uns stille sein für eine Weile, uns auf die letzten Dinge besinnen. Sie lehren uns aber noch etwas anderes, nämlich die alten Zeiten verstehen, ihren Inhalt er-tennen, sie lehren uns den Werdegang der Menschheit

bis auf unsere Tage.

In Pfun wurde im Jahre 1929 ein spätrömisches Grab aus der Zeit um 350 n. Chr. gefunden. Da lag eine Frau in die Erde versenkt mit vier bronzenen Armspangen am linken Unterarm, einem gläsernen Salbgefäß rechts vom Kopf und einem Trink= glas links vom Kopf, und außerhalb des rechten Unterschenkels fand sich eine große verzierte Schüssel, in der die Knochen eines Geflügels lagen. (Abb. 1) Was lehrt uns dieses Grab? Es zeigt uns, daß die Kömer an ein Fortleben nach dem Tode glaubten. Die Tote brauchte im Jenseits dieselben Dinge, an denen sie im Leben hing. Man mußte ihr den Salbstopf mitgeben, damit sie ihr Antlit auch im Jenseits salben konnte, sie brauchte ihr Trinkgefäß, um dort nicht zu verdursten, sie brauchte Nahrung, darum legte man eine ganze Mahlzeit in der Schüssel für sie nieder. Sie wollte auch im Jenseits nicht uns geschmückt gehen, darum ließ man ihr die Armspangen, die sie in ihrem Leben getragen hatte. Das Grab lehrt uns aber auch, daß man schon in der Römerzeit seine Angehörigen so liebte, daß man sür sie über den Tod hinaus sorgte, daß das Seelensleben schon in den alten Zeiten Opfer zu bringen imstande war, nicht weniger, als dies heute der Fall ist. Dann zeigt uns aber dieses Grab auch, welchen Kulturstand die spätrömische Zeit bereits erreicht hatte, welche Erfindungen damals schon bekannt waren (z. B. Glas), welche Erleichterungen sich der Mensch in dieser frühen Zeit schon geschaffen hatte.

Im Jahre 1927 wurde ein alamannischer Friedhof im Dorfe Güttingen im Thurgau aufgedeckt. Da fand man unter vielen andern Gräbern dasjenige eines jungen, noch nicht ganz ausgewachsenen Mädchens. Um den Hals trug es eine Kette aus farbigen

Glasperlen, der Hüfte lag eine Gürtel= eiserne schnalle und in der Gegend des linken Beines zeigten sich die Reste eines ledernen Beutels, auf dem Menge von bron= zenen Gegenstän= den aufgenäht wa= ren. Es fanden sich hier Ringe, An= hänger, Schmuck-stücke, eine silbertauschierte Schnal= und andere Dinge. Hier hat die Elternliebe, die auch von der heutigen Elternliebe sich nicht übertrof= fen werden fann, dem Kinde das mitgegeben, mas

tll

ch

is

ed

ie ig er

ra

ta

en

er

en

er,

en

)ie

n=

11=

ir,

11=

oir

He

jt;

nir

ns

ige

23,

2r=

eit

jes Da

m=

lä=

nt= en el,

die

311

an (h=

its

ort

1111

iir

ihm das liebste im Leben war: seinen Schmuck. Es sollte ihn im Jenseits nicht entbehren. — Ein zweites Grab des gleichen Friedhofs barg die Reste eines Mannes. An seiner rechten Histe lag das Schwert mit der zum Teil noch erhaltenen Schwertscheide. Da lagen auch vier eiserne Pseilspitzen und eine große eiserne Gürtelschale. (Abb. 2.) Der Alasmanne fühlte sich im Leben nicht nur als Landwirt, sondern stets auch als Soldat. Sein Ideal war die Wehrhaftigseit. Diese Wehrhaftigseit durste er auch nach dem Tode nicht verlieren, darum gab man ihm seine Wassen mit und begrub ihn in seinem kriesgerischen Gewande. — Dieses Gräberseld in Güttinsgen lehrt uns aber noch etwas anderes: In einer alten Urfunde vom 28. Oftober 799 wird Güttingen zum erstenmal in der Geschichte erwähnt, und zwar unter dem Namen Cutaningin. Aus den Gräbern ersehen wir aber, daß Güttingen mindestens zwei dis dreihundert Jahre älter sein muß, als diese Urfunde.

So verhilft uns der Friedhof von Güttingen zu einer interessanten geschichtlichen Erkenntnis.

Aber noch viel ältere Gräber trifft der Forscher bei seiner Arbeit an. In Tscherfingen bei Mels fand man seinerzeit eine ganze Reihe von Gräbern, die keinerlei Knochen enthielten, dafür aber eine Menge von Asche und kleinen verbrannten Knochensplitterschen. In diesen Gräbern fanden sich viele bronzene Gegenstände, lange Schmucknadeln, Armspangen, Messer, Geschirr usw. aus der Zeit von ungefähr 1000 v. Chr. Auch diese Gräber sind außerordentslich lehrreich. Sie lehren uns erkennen, daß es schon früh Zeiten gegeben hat, wo man die Toten versbrannte, ähnlich wie man es heute wieder in vielen Fällen tut. Die Kremation ist nicht etwa eine Ersinsdung der Reuzeit, sondern ein Gebrauch, der bei uns vor über 3000 Jahren schon lebhaft in Llebung stand.

Damals verbrann= te man die Toten auf einem Scheis terhaufen in feier= licher Zeremonie, sammelte dann man sorgfältig die Totenasche in einer berzierten Tonurne und legte fic in ein Grab. Aber auch bei die= sem Brauch glaub= te man an ein Fortleben in einer andern Welt. Da= rum gab man auch Leichenasche das mit, was der Lebende nötig ge= habt hatte und ge= dachte seiner in Liebe. — Und wir wissen, daß man schon in den alten

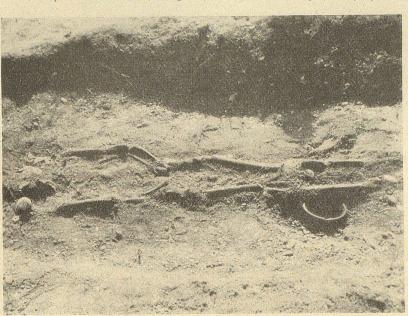


Abb. 1. Frauengrab aus dem römischen Friedhof in Pfyn.

Jeiten auch die Gräber seiner Lieben besuchte. Sie wurden kenntslich gemacht durch einen Holzpfahl oder durch einen unbehauenen langen Stein, der senkrecht auf die Totenstätte gestellt wurde. Unsere heutigen Gradsteine sind nichts anderes als die Fortentwicklung dieses aus den Urzeiten stammenden Brauches.

Auch auf andere Weise wurden die Gräber oft kenntlich gemacht. Bei Ossingen im Kanton Zürich sand man im Walde eine ganze Keihe stattlicher Hügel, die vom schweiz. Landesmuseum ausgegraben wurden. Es stellte sich heraus, daß es Gräber waren. Auch hier waren die Toten zuerst verbrannt worden und dann die Leichenasche in große Urnen gelegt. Diese Urnen legte man auf den Boden, stellte weitere Tongefäße, Schüsseln, Teller usw. dazu, die ganze Mahlzeiten enthielten, und häufte Steine um sie herum. Dann wölbte man von Erde einen ganzen Hügel als Totenmal darüber zum bleibenden Angedenken an die Hinterbliebenen. Und diese Totens

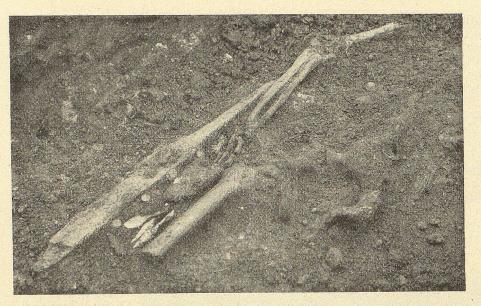


Abb. 2. Kriegergrab aus bem alamannischen Friedhof von Güttingen.

zeichen sind bis in die heutige Zeit erhalten geblieben, tropdem sie ein Alter von etwa 2500 Jahren hinter sich haben, und solche Totendenkmäler sind in der ganzen Schweiz gar nicht selten. Sie begegnen dem aufmerksamen Beobachter der Natur oft bei seinen stillen Gängen durch die Wälder. Unsere Abbildung 3 zeigt einen solchen Grabhügel bei Ossingen

geöffnet mit seinem zahlreichen Geschirr.

Die Beigaben, wie der Forscher alle die Gegenstände nennt, die er bei den Toten findet, haben aber für die Heimatgeschichte noch einen ganz besondern Wert. Fede Zeit hat ihre Mode, ihren Stil. Das ist nicht nur in der Gegenwart so, sondern das finden wir im Altertum ganz ähnlich. Einen Unterschied können wir vielleicht nur insofern konstatieren, als die Mode heute viel rascher wechselt als in den alten Zeiten. Weil aber die Mode stets gewechselt hat, so finden wir auch in den Gräbern der verschiedenen Zeiten ganz verschiedene Dinge. Ein Messer der Bronzezeit (1800—800 v. Chr.) sieht nicht gleich aus wie ein solches der Kömerzeit, eine Armspange der Eisenzeit (800—58 v. Chr.) macht einen ganz andern Eindruck als eine solche, die man in alamannischen Gräbern (nach 400 n. Chr.) findet. Die stilistischen Eigenheiten zeigen uns, in welche Zeiten die aufsgefundenen Gräber gehören, sie zeigen uns aber auch oft, wenn wir sie mit Funden aus andern Ländern bergleichen, woher die damalige Bevölkerung gestille kommen ist und wohin sie später wieder verschwand. Denn man darf sich ja nicht etwa vorstellen, daß unser Land immer von denselben Bölkern besiedelt gewesen sei. So wissen wir z. B. von den Helvetiern, daß sie frühestens ums Jahr 400 v. Chr. in unser Land gekommen sind, und die Geschichte lehrt uns, daß sie im Jahre 58 v. Chr. schon wieder unser Land verlassen wollten, um sich eine andere Heimat in Südfrankreich zu suchen, woran sie dann allerdings durch den berühmten Feldherrn Cäsar verhindert wurden. So können wir denn aus den Gräbern

wichtige geschichtliche Ereig= nisse erkennen. Sie zeigen uns mit der Zeit, aus welchen Rassen sich das moderne Schweizer Blut zusammen-setzt, dieses Blut, das uns in der Geschichte auch heute noch einen besondern Plat anweist. Denn es ist absolut nicht rich= tig, daß wir gleichen Blutes sind wie 3. B. die Deutschen, wir sind höchstens verwandten Blutes. Aber in uns fließt von Alters her mancher Tropsen, der nicht im selben bon Maße jenseits der Grenze durch die Abern strömt. Diese Tatsache erst läßt uns manche Eigenheit unseres Denkens und damit unserer heutigen Politik und unserer heutigen Kultur verstehen. So zeigt es sich denn, daß die Erfor-

schung der alten Zeiten und ihrer Gräber uns wertvolle Erkenntnisse zu vermitteln imstande ist, die uns

die Gegenwart besser zu verstehen lehren. Es gibt aber auch Gräber, die ein tieses Geheim-nis umspielt, ein Geheimnis, das dem Forscher viel Kopfzerbrechen verursacht und ihm beweist, daß auch er noch viel zu lernen hat. Schon seit einigen Jahren werden in der bündnerischen Gemeinde Felsberg, am steilen Hang des Calanda, Gräber von ganz beson-derer Eigenart untersucht. Sie sinden sich vor einer Höhle, die nur unter großen Mühen erreichbar ist. Man muß über eine große Felsplatte klettern und durch einen Wald steil in die Söhe steigen. In und vor der Söhle befindet sich saft kein Platz zum aufsrecht stehen, mehr als sechs die sieben Menschen können sich, auch jetzt noch nach den Ausgrabungen, kaum beguem dort oben aufhalten. Und hier hat man fünf Tote eingebettet. Wer hat sich die Mühe genommen, die Leichen an dieser, im Winter über-haupt nicht zugänglichen Stelle zu bestatten? Und warum hat man es getan? Zwei Kätsel, die bis zur Stunde noch nicht gelöst sind. Wir wissen aber nicht einmal, wann diese Gräber angelegt worden sind: denn die Anten bestehen keinensein Beischen sind; denn die Toten besitzen keinerlei Beigaben, die auf die Zeit schließen ließen, und doch erkennt man aus allem, daß die Gräber alt, sehr alt sein müssen. Und noch ein anderes Geheimnis bergen die Gräber am Calanda: Die fünf Toten liegen nämlich bloß in drei Gräbern. Zweimal sind je zwei Tote miteinander und nebeneinander im gleichen Grab beerdigt worden. Sind es Mann und Frau, die miteinander der Ewigkeit entgegenschlasen? Wieso sind sie miteinander einander gestorben? Hat man, wie es im Drient früher häufig der Fall war, beim Tode des Mannes die Frau gewaltsam getötet, damit sie ihm im Jensseits Gesellschaft leiste? Hat in diesen Fällen die Frau nur die Bedeutung der sonst üblichen Beiserau nur die Bedeutung der sonst üblichen Beise gaben? Der Gedanke ist naheliegend, wissen wir doch, daß in Indien bis noch vor kurzem die Frau dem

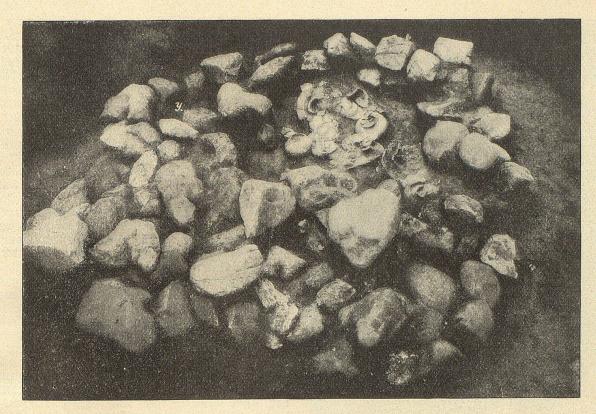


Abb. 3. Geöffneter Grabhügel mit Brandgrab bei Difingen.

toten Manne auf den Scheiterhaufen folgen mußte. Wir wissen es nicht. Wir stehen vor einem Geheim-nis, das uns mit Ehrsurcht erfüllt, auch wenn es den Anschein hat, daß ein barbarischer Brauch in diesen Gräbern zum Ausdruck kommt. Aber wir dürsen und können nicht urteilen. Auch wenn es wirklich so ist, daß die Frauen ihren Männern gewaltsam in den Tod folgen mußten, so zeigt es uns doch, daß diesen Menschen religiöses Denken nicht fremd war. Sie litten um ihre Toten, sie brachten Opfer für sie, sogar sich selbst, und solche Opfer müssen wir achten,

3 n te 1= n ch t. 7= 3 1, n 3t r n 3e se je 13 n n zt C= 3

15 th

n n

1=

r t.

D

8

n î, ıt

18

5 3

r

n

ie

n

1. r

n

1=

jt

r tt

3

ie i=

auch dann, wenn wir es nicht verstehen. Beigabenlose Gräber sind überhaupt nicht gerade selten. Sie finden sich in allen Landesgegenden und oft in recht großer Zahl. Es lassen sich bei ihnen selten Spuren von Särgen oder von eigentlichen Grabkammern oder Grabumrahmungen feststellen. Sie bieten dem Forscher immer ganz besondere Schwierigkeiten; denn aus dem Erhaltungszustand der Knochen und aus den Rasseeigentümlichkeiten der Gerippe läßt sich niemals erkennen, in welcher Zeit der Tote bestattet worden ist. Darum ist es so außerordentlich wichtig, daß bei Auffindung eines alten Grabes auf jeden Fremdförper geachtet wird und wenn es auch nur ein alter, halb zerfallener Geschirrscherben ist. Es sind schon oft kleine, ganz unscheinbare Dinge gewesen, die zu wichtigen Er-kenntnissen geführt haben. Daher kommt es, daß der Urgeschichtsforscher stets, wenn er auf einen neus gemeldeten Fundplat kommt, zuerst danach fragt, ob man keine Scherbenreste gesehen habe, darum

hebt er auch das kleinste Stückhen auf, das ihm in die Finger kommt, weil es für ihn immer den Wert eines geschriebenen Dokumentes besitzt.

Gräber ganz besonderer Prägung kamen vor vie= len Jahren im berühmten Schweizersbild bei Schaff= hausen zum Vorschein. Es befindet sich dort eine Siedlung aus der ältern Steinzeit, also aus der Zeit, in der der Mensch weder Haustiere noch Kulturspslanzen kannte, in der ihm die Kunst der Weberei und Töpferei noch fremd war und in der er auch noch nichts von Metallen wußte. Er lebte damals in Höhlen, im Schutze überhängender Felsen und in primitiven Hütten, die er sich aus Keisern zusammenbaute oder in Zelten, die er aus Tiersellen erseichtete. An dieser Stellen wurden nur im Beginn richtete. An dieser Stelle wurden nun im Beginn der jüngern Steinzeit, also vor etwa 5000 Jahren, in derselben Zeit, wo bei uns die ersten Pfahlbauten entstanden, eine stattliche Reihe von Menschen beerdigt, von denen viele einer ganz besondern Kasse angehörten. Ihre Stelette wiesen nämlich auf lauter sehr kleine Menschen hin, die von vielen Forschern direkt als Zwerge (Kngmäen) bezeichnet wurden. Kleinwüchsige Menschen nennt man sie heute, weil man den Ausdruck Zwerge nicht gern gebraucht. Die Reste dieser kleinwüchsigen Menschen, die sicher alle erwachsen waren, so daß man nicht etwa an halbwüchsige Jugend denken darf, haben die Aufsmerksamkeit der Forscher ganz besonders deshalb beausprucht, weil man ähnliche kleinwüchsige Mens schen auch anderwärts in der Schweiz bereits aufgefunden hat, so 3. B. im Wauwiler Moos im Kan-

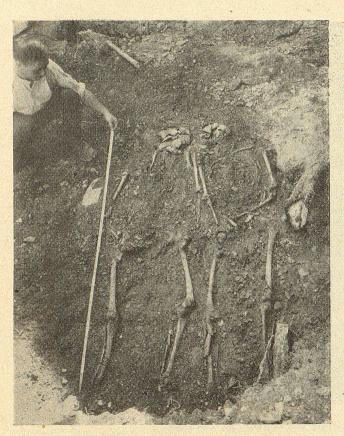


Abb. 4. Doppelgrab aus der untern Tgilväderlishöhle bei Felsberg.

ton Luzern und im Kanton Bern. Sie lehren uns, daß es eine Zeit gegeben hat, wo in der Schweiz eine sehr kleine Menschenrasse wohnte, ähnlich wie dies heute noch in tropischen Gegendungsfraß und Asiens der Fall ist. Zu weitern Schlüssen ist aber die Wissenschaft bisher nicht gekommen. So bilden denn auch die Gräber vom Schweizersbild ein bisher noch ungelöstes Rätsel, wie es deren in der Ur-geschichtsforschung ja noch viele gibt. Es ist aber kaum daran zu zweifeln, daß auch weiterhin Gräber von kleinwüchsigen Menschen der jüngern Steinzeit (3000—1800 v. Chr.) gefunden werden und daß es einmal gelingen wird, ihrem Geheimnis auf die Spur zu kommen. Es sollte sich daher jeder Mensch, der bei irgendwelchen Erdarbeiten auf Gräber stößt, sich immer zur Pflicht machen, nicht weiter zu graben und sie zu zerstören, sondern das nächste Museum von dem Funde zu benachrichtigen, damit dieses die not= wendigen Untersuchungen vornehmen kann. Auch das Sekretariat der Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte in Frauenfeld ist für jede Fundmeldung dantbar und wird gerne die nötigen Vorkehrungen treffen.

er gı 111

T R w

11 11

n si

gi

" fo

DI

li

रागा छ उ

00000000

an

b 11

in bei el

Alte Gräber! Sie erfüllen uns mit Ehrfurcht. Sie erfüllen uns mit Respekt vor der Vergangenheit. Sie sollen uns lehren, bescheiden zu werden. Und sie sollen uns lehren, die Geschichte einer fernen Bergangenheit zu erkennen, einer Bergangenheit, die immer irgendwie auch für die Gegenwart Bedeutung hat, auch wenn es der krasse Materialismus, der kaute Alübergall frech sein Saunt erheht nicht geere heute allüberall frech sein Haupt erhebt, nicht anerstennen will. Es ist eben doch wahr, daß es unsgezählte Menschen gibt, die am Wissen von der Geschichte ihrer Heimat gewachsen sind.

Ein Freiwilliger.

Sfigge bon Unna Burg.

Der Großvater war sehr alt. Im nächsten Früh= jahr sollte er 85 Jahre alt werden. Vielleicht auch sechsundachtzig; er wußte nicht mehr ganz genau, in welchem Jahre er geboren war. Aber das tat nichts; auf solcher Lebenshöhe kommt es auf ein Jährchen mehr oder weniger nicht an. Die Hauptsache war, daß er sich noch frisch und hell im Geiste fühlte, daß seine Aeuglein noch lucksscharf in die Welt blickten und daß er, wenn er auch an einem Stocke hinkte, doch noch erstaunlich rasch von der Stelle kam. Wenn am Abend die Familie, die ziems lich zahlreich war, in der Wohnstube bei allerhand Beschäftigungen versammelt saß, so pflegte der Großvater behaglich im Dsenwinkel zu sien und auf das Geplauder der Jungen, auf die bedächtigen Reden der Aelteren zu lauschen. Es gab da immer gar mankarte zu vernehmen; denn es war eine seltsame Zeit, und man konnte am gleichen Abend Gespräche hören, die sich um die Lage der ganzen Welt dreh-ten, dann wieder hitzige Debatten über schweizerische Verhältnisse, über bevorstehende Abstimmungen, neue Gesetzesvorlagen, Wahlen usw.; dazwischen dann wie-

der ein rasches, lustiges Mädchengezwitscher über allerlei Dorfneuigkeiten. Der Großvater dachte in seiner Ecke, es sei wohl noch nie so gewesen, daß Großes und Kleines so untereinander gewürfelt worden sei und daß einfache Bauersleute sich derart mit weit abliegenden Weltfragen beschäftigt hätten. Wenn er selbst etwas zur Unterhaltung beitragen wollte, so holte er etwas aus seiner Erinnerung hervor; denn das Erleben des Tages war ihm unsympathisch, er konnte nicht mehr recht mittun, und obwohl er alles noch sah und beobachtete, so hatte er doch nie die geringste Lust, sich selbst zu dem Geschehen des Heute zu äußern. Seine kurzen Schilderungen vergangener Ereignisse trugen aber immer ein solches Gepräge des Erlebten, daß sie ganz neu anmuteten und man ihnen gerne lauschte. Nur eine Sigentümlichkeit besaß der Großvater: er hatte doch den Weltkrieg miterlebt, hatte seine Söhne, Schwiegersöhne und Enkelsöhne an die Grenze ziehen seh'n, hatte Tag um Tag rund um sich das Reden von diesem gigantischen Weltgeschehen gehört; dennoch tat er, als ginge ihn diese Zeit gar nichts an, als hätte sich das alles auf